

Maria Magdalena – „schwierige“ und beherzte Nachfolgerin

Peter Lampe

Für psychisch krank, von sieben Dämonen besessen hielten sie die Einwohner Magdalas. Eine schwierige Frau. Eine Randfigur, mit der die meisten in dem pulsierenden Städtchen am Westufer des Sees Genzareth wohl nicht viel zu schaffen haben wollten.

Jesus aus Nazareth zog hier wiederholt mit seinem Anhängerkreis durch, sprach vermutlich auch in der geräumigen Synagoge, die 2009 als eines der ältesten Synagogengebäude Palästinas ausgegraben wurde. Jesus zog die Frau mit der Nachricht vom anbrechenden Gottesreich in den Bann. Sie schloss sich seinem Kreis der Heimatlosen an. Alle hatten sie zeitweilig Haus, Familie und Beruf hinter sich gelassen, die Fischerei, die Zimmermannsarbeit, die Zollstation, um Israel auf die Ankunft Gottes vorzubereiten. Die charismatische Persönlichkeit Jesu ließ die Frau nicht los, befreite sie in einem Exorzismus aus psychischer Enge (Lk 8,2).

Maria Magdalena scheint wie andere Jesusnachfolgerinnen nicht mittellos gewesen zu sein, vielmehr den Anhängerkreis finanziell gestützt zu haben (Lk 8,3; vgl. Mk 16,1). Die Quellen des ersten Jahrhunderts nennen Maria Magdalena an erster Stelle, wenn sie Jüngerinnen Jesu auflisten (Mk 15,40f.47; 16,1; Mt 27,55f.61; 28,1; Lk 8,1-3; 24,10); Maria aus Magdala scheint im Kreise der Frauen den Ton angegeben zu haben. Die Frauen begleiteten Jesus von Nazareth in Galiläa und auf seinem Weg in die Tempelhauptstadt. Sie beobachteten in Jerusalem von Weitem, wie er gekreuzigt und wo er begraben wurde; allen voran die beherzte Maria Magdalena (Mk 15,40f.47; davon abhängig Mt 27,55f. 61; Lk 24,10 mit 23,49. 55f.; vgl. Joh 19,25). Die Männer des Anhängerkreises machten sich dagegen aus dem Staub, als es gefährlich wurde. Die Frauen dürften auch zu den über 500 Visionären gezählt haben, die den toten Jesus wenige Tage nach seiner Hinrichtung als Lebendigen schauten (1. Kor 15,6.7b, eine Überlieferung aus den 30er oder 40er Jahren des 1. Jahrhunderts n. Chr.; ähnlich nennt Lk 24,33.36 eine Gruppe von Visionären, in deren Reihen Männer und Frauen zu denken sind).

In der Grauzone zwischen Historie und Fantasie

Angeblich entdeckten die Frauen auch ein leeres Grab, als sie den Leichnam salben wollten; doch ist diese Information nicht vor dem Jahr 70 n. Chr. in den Quellen zu greifen: „Als der Sabbat verstrichen war, kauften Maria aus Magdala, Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome“ – hier wird die traditionelle Liste aus Mk 15,40 in einer Kurzversion wiederholt – „duftende Öle, um hinzugehen und ihn zu salben. [...] Und sie gingen hinein in das Grab und sahen einen jungen Mann auf der rechten Seite sitzen, mit weißem Gewand bekleidet [...]. Der aber sagte zu ihnen: [...] Er ist nicht hier. Siehe die Stelle, an die sie ihn hinlegten.“ (Mk 16,1-8; davon abhängig Mt 28,1-8; Lk 24,1-11.22f.). Ältere Überlieferung mag sich auch hinter diesem Text verbergen, jedoch bleibt unsicher, ob sie bis an den Anfang der 30er Jahre zurückreicht.

Paulus kennt nirgends eine Tradition vom leeren Grab. Im Rahmen seiner Auferstehungsvorstellung ist sie nicht notwendig: „Fleisch und Blut vermögen das Reich Gottes nicht zu ererben.“ (1. Kor. 15,50). Nach 1. Thessalonicher 4,16f. werden beim zweiten Kommen Christi die Lebenden zusammen mit den auferstehenden Toten in die Luft entrückt werden, des hiesigen Körpers entledigt und mit einem neuen Leib beschenkt, der sich vom alten unterscheiden wird wie ein nacktes Saatkorn von der ihm entwachsenen Pflanze (1. Kor. 15,36-49). Nicht der verwesende irdische Leib wird von Gott durch den Tod hindurchgetragen werden, sondern das „Ich“, ein Ich-Kern. Das „Ich“ weilt nach dem Tod und vor der Auferweckung in unmittelbarer Christusnähe (Phil. 1,23f.; 2. Kor. 5,8), seines irdischen Leibes beraubt, um in der Auferweckung mit einem neuen Leib beschenkt zu werden. Soweit, etwas verkürzt, Paulus. Hätten Gesprächspartner ihn mit der Frage nach einem leeren Grab bedrängt, hätte er vermutlich traditionstreu auf Dan. 12,2f. verwiesen und mit dem Kopf genickt. Systematisch notwendig jedoch sind für ihn keine leeren Gräfte. Insgesamt bleibt also die Historizität eines leeren Grabes – und die Rolle Magdalens als Finderin – unsicher.

Unwahrscheinlich ist schließlich, dass Maria Magdalenen vor allen anderen Jesunachfolgern eine Ostererscheinung widerfuhr, wie das Johannesevangelium erzählt (20,11-18) und der später nachgetragene Schluss des Markusevangeliums behauptet (16,9f.). In der Gemeinde des Matthäus wurde abweichend vom Johannesevangelium erzählt, Maria Magdalena habe nicht allein, sondern mit einigen anderen Frauen den Auferstandenen zuerst gesehen (Mt 28,9f.). Die johanneische Ostergeschichte wurde angeregt von der alten Überlieferung, dass Maria Magdalena im Kreise der Jesusjüngerinnen den Ton angab, zu-

sammen mit anderen Frauen bis zum Schluss in der Nähe des Gekreuzigten blieb und seine Grablegung beobachtete.

Die drei genannten Texte entstammen dem letzten Fünftel des ersten Jahrhunderts oder sind noch späteren Datums. Zuverlässiges älteres Quellenmaterial steht diesen Erzählungen von einer Ersterscheinung vor Maria Magdalena entgegen. Dazu zählt vor allem die von Paulus in 1. Kor. 15,5 zitierte Überlieferung aus den 30er oder 40er Jahren, Petrus habe zuerst den Auferweckten gesehen. Sie fand ein Echo in Lk 24,34 (80er/90er Jahre) und in dem Hinweis von Markus 16,7, der Auferstandene werde nicht nur den Jüngern allgemein, sondern namentlich dem Petrus in Galiläa erscheinen (spätestens aus der Zeit um 70 n. Chr.).

Rußspuren erotischen Flackerns zwischen Jesus und der Frau aus Magdala vermag der Historiker im 1. Jahrhundert nicht zu entdecken. Was immer die historischen Personen füreinander gefühlt haben mögen, entzieht sich weitgehend dem forschenden Blick. Jesus wandte sich liebevoll kranken Randpersonen der Gesellschaft zu. Maria Magdalena stellte keine Ausnahme dar. Sie war eine seelisch Kranke, die sich geheilt fühlte in der Gemeinschaft Jesu und seines Nachfolgerkreises; eine Schwierige, die sich angenommen erlebte. In der Jesusgemeinschaft fand sie Heimat. Im Gegenzug blieb sie Jesus beherzt treu bis zum tödlichen Ende. Wie andere Frauen wich sie nicht von seiner Seite, auch als es gefährlich wurde. An diesen Merkmalen der historischen Maria Magdalena mögen heutige Identifikationen ansetzen.

Für den Evangelisten Lukas, der keine Gelegenheit auslässt, seine Leser zum Almosengeben aufzurufen, wird Maria Magdalenas aufopferndes Zuwenden darüber hinaus zum Vorbild der Spendenfreude (8,2f.).

Mit den beiden Frauen, die Jesus salbten – der Prostituierten von Lk 7,36–50 (vgl. Mk 14,3–9; Mt 26,6–13) und der Maria von Bethanien (Joh 12,1–8) –, wurde Maria Magdalena nicht von den Autoren des Neuen Testaments, sondern erst in späterer Zeit identifiziert. Aus diesen Erzählungen erfahren wir nichts über die Maria aus Magdala.

Im Reiche erotischer und kirchenpolitischer Fantasie

Im 2. Jahrhundert schrieben christliche Außenseiter in einem gnostischen „Evangelium der Maria“ erotisch Prickelnderes als die synoptischen Evangelisten. Sie beugten sich über die Quellennachrichten aus dem ersten Jahrhundert und begannen zu fantasieren. Petrus legten sie Worte an Magdalena in den Mund: „Schwester, wir wissen, dass der Erlöser dich mehr liebte als die übrigen Frauen!“

Vor allem das 20. Kapitel des Johannesevangeliums spannen die Magdalenen-Gnostiker fort. Jesus habe nach seinem Auferstehen in einer nur der Maria Magdalena geschenkten Vision sie in Geheimleh-

ren über den Aufstieg der Seele eingeweiht. Der Autorenzirkel krönte Maria Magdalena als Empfängerin esoterischer Offenbarungen zur Garantin der eigenen theologischen Spekulation. Auf diese Weise wurde eine gnostische Lehre des 2. Jahrhunderts fiktiv im 1. Jahrhundert verankert, ja, auf Jesus selbst zurückgeführt und damit autorisiert. Die gnostische Gruppe suchte sich mit Hilfe der Magdalenenfigur gegenüber der nicht-agnostischen Kirche zu behaupten.

Mehr noch: Das Johannesevangelium (Kapitel 14–16) hatte für die Zeit nach Ostern einen Parakleten („Beistand“) versprochen, der die Jünger ermutigen und belehren sollte. Für die Verfasser des Mariaevangeliums löste Maria Magdalena dieses Versprechen ein: Sie habe die nachösterlichen Jünger belehrt, getröstet und so nach dem Weggang Jesu dessen Rolle übernommen, sei also mit dem verheißenen Parakleten in eins zu setzen.

Weiter heißt es: Wie Jesus die Magdalenerin „mehr als die übrigen Frauen“ ins Herz geschlossen, so habe er sie auch „mehr als alle anderen Jünger geliebt“. Besonders zwischen dem Apostelgespann Petrus/Andreas und Magdalena konstruiert das Mariaevangelium eine Konkurrenz. Dahinter leuchtet wie hinter einem Transparent die kirchenpolitische Situation des 2. Jahrhunderts auf: Während die nicht-agnostische Großkirche sich auf die Jünger als Gewährsmänner berief, identifizierte die Gnostikergemeinde sich mit Maria Magdalena. Andreas und Petrus werden vom Mariaevangelium als ungalante Prototypen des etablierten Christentums vorgeführt. Beide Apostel kritteln an der Geheimoffenbarung der Magdalena herum und weigern sich, der Jüngerin Überlegenheit über die anderen Jünger anzuerkennen: Ich, Andreas, „glaube nicht, dass der Erlöser derartiges von sich gab. Diese Lehren stellen [...] merkwürdige Ideen dar.“ Petrus bohrt: Sprach Jesus „ohne unser Wissen im Geheimen mit einer Frau? Müssen wir alle [...] auf sie hören? Zog er sie uns vor?“ Unter Tränen erwidert Maria Magdalena: „Mein Bruder Petrus, [...] denkst du, ich hätte mir dies in meinem Herzen ausgedacht oder ich verbreitete Lügen über den Erlöser?“ Levi springt ihr bei: „Petrus, du warst immer ein Hitzkopf. Im Augenblick sehe ich dich gegen die Frau wie gegen Gegner streiten. Aber wenn der Erlöser sie für wert hielt, wer bist du denn, sie zurückzuweisen? Sicherlich kennt der Erlöser sie genau. Deshalb liebte er sie mehr als uns. Wir sollten uns schämen!“ Der Konflikt des 2. Jahrhunderts gewinnt auf diese Weise Konturen: Die etablierte Kirche weigerte sich, neben der alten Überlieferung neue, esoterische Offenbarungen über den Seelenaufstieg anzuerkennen. Die Magdalenen-Gnostiker des 2. Jahrhunderts fühlten sich abgekanzelt, zugleich jedoch in größerer Nähe zu Jesus, der Großkirche überlegen.

Dass die Gnostikergemeinde hinter dem Mariaevangelium sich mit einer Frau identifizierte, scheint anzuzeigen, dass sie die Lehrautorität

von Frauen akzeptierte – anders als lautstarke Kreise des etablierten Christentums (vgl. 1. Tim. 2,11f.).

„Die Paargenossin des Erlösers ist Maria Magdalena. Der Erlöser liebte sie mehr als alle Jünger und küsste sie mehrfach mitten auf den Mund.“ Dieser bescheidenen erotischen Fantasie gaben sich in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts sogenannte valentinianische Gnostiker im „Evangelium des Philippus“ hin, das 1945 im oberägyptischen Nag Hammadi aufgefunden wurde. Begründet hatte die gnostische Richtung der Valentinianer der um die Mitte des 2. Jahrhunderts in Rom lehrende Valentinus, der zahlreiche Schüler gewinnen konnte. Die Gnostiker hinter dem Philippusevangelium stellten sich vor, dass die Wesen des vollkommenen Jenseits stets paarweise auftreten. Der himmlische Christus z. B. verschmilzt mit dem weiblichen heiligen Geist zu einem Paar. Wo das Männliche mit dem getrennten Weiblichen sich wiedervereint, entstehe Unvergängliches. Verhält es sich so, darf auch Jesus von Nazareth in seinem irdischen Leben nicht dahinter zurückbleiben. Die Galiläerin aus Magdala verkörpert Jesu weibliche Seite, zu der er findet, um vollkommen zu sein.

Das Küssen deuteten diese Gnostiker des 3. Jahrhunderts in kühner Weise: „Durch einen Kuss werden die Vollkommenen schwanger und gebären. Aus diesem Grunde küssen auch wir einander“ in der gnostischen Gemeinschaft. Geboren werden freilich nicht Säuglinge, sondern geistliche Früchte. Aus der Welt befreit zu werden, bedeute, sich seines Körpers zu entheben und so das Sexuelle und mit ihm das Zweigeschlechtliche zu überwinden: Der vollkommene gnostische Mensch sei vergeistigt, geschlechtslos. Diese Gnostiker praktizierten Askese im Alltag – trotz öffentlicher Küsserei in der Gemeindeversammlung. Das ungenierte Küssen sollte die Irrelevanz des Sexuellen unter Beweis stellen – wer sich zierte, zeigte, dass er das Geschlechtliche noch nicht überwunden hatte.

Dem Ideal geschlechtsloser Geistigkeit frönte im zweiten Jahrhundert auch das Thomasevangelium mit 114 Jesus-Worten (Logien); ein vollständiges Exemplar wurde in Nag Hammadi gefunden. Der Geschlechterunterschied sei aufzuheben (Logion 22). Allerdings stimmt Logion 114 dieses Thema in einer Macho-Melodie an: Magdalena habe dem Jüngerkreis angehört, weil sie ihre Weiblichkeit aufgab. „Jede Frau, die sich vermännlicht, wird ins himmlische Königreich eintreten.“ Das Männliche steht hier für den „lebendigen Geist“, das Weibliche für das Körperliche, vom dem sich der Gläubige zu befreien versucht.

Heutige Leser mögen sich bei Logion 114 an moderne Chefetagen erinnert fühlen, auf denen Frauen nicht selten deshalb ihren „Mann“ stehen, weil sie „vermännlichen“ und so ins „Königreich eintreten“. Maria Magdalena im Hosenanzug! Erfrischend dagegen das Philippusevangelium, das den „Geist“ sich seiner Weiblichkeit erfreuen lässt.

Allerdings richteten sich nicht alle Gnostikerzirkel asketisch aus. In den „Fragen der Maria“ einer Gnostikergruppe des 3. Jahrhunderts tritt Maria Magdalena nicht nur als wichtigste Dialogpartnerin Jesu auf – Jesus lässt ihr auch eine Sonderoffenbarung zuteil werden: Er nimmt sie mit auf einen Berg, zaubert aus seiner Seite eine Frau hervor, kopuliert mit dieser vor den Augen der erblassenden Magdalena und vollführt dann einen Coitus interruptus, um die freizügige Lebensweise der Gnostikergruppe zu demonstrieren: Sex ist erlaubt, biologischer Nachwuchs verpönt, denn wer Kinder in die Welt setzt, verlängert das Leid der Welt und die in gnostischen Augen verunglückte Schöpfung. Die blasse Zuschauerin stürzt ohnmächtig zu Boden – allerdings nicht aus Eifersucht, sondern aus „Kleinglauben“.

Dies sind die gnostischen „Fakten“ eines Dan Brown, das Flachs, aus dem mit schnurrendem Rädchen Romanromanzen zwischen Jesus und der Magdalenerin gesponnen werden. Dan Browns verfilmter Romanthriller „The Da Vinci Code“ (2003; deutsch „Das Sakrileg“, 2004) umgarnt die Konsumenten mit den bescheidenen erotischen Fantasien von Asketen des 2. und 3. Jahrhunderts und spinnt sie aus. Sie spielen dem smarten Krimiautor Millionen in die Kasse. Seine Verschwörungstheorie verwebt drei Zeitebenen – Jesus, Leonardo da Vinci und die Gegenwart. Hatte Jesus eine Frau, Kinder und Enkel? Wackelt der Heilige Stuhl, der jahrtausendlang ein Geheimnis vertuschte? Sitzt auf Leonardo da Vincis Abendmahlsgemälde Maria Magdalena neben Jesus? Stehen Nachkommen des Jesus von Nazareth und der Maria von Magdala neben uns in der U-Bahn? Kaum. Dan Brown spielt im Genre des Romans. Fäden hin zum historischen Jesus hält er nicht in der Hand.

Dasselbe gilt für den tollkühnen Versuch des Discovery Channels, das Felsengrab von Talpiyot, einem Jerusalemer Vorort, als Familiengruft Jesu, seiner Frau und seines Sohnes, seiner Mutter und eines Bruders zu präsentieren. Pünktlich zur Passionszeit 2007 ließ Oscarpreisträger James Cameron zusammen mit dem Dokumentarfilmer Simcha Jacobovici den Streifen „The Lost Tomb of Jesus“ über den Discovery-Channel flimmern. Sie meinten allen Ernstes, die Aufschriften auf Knochenkisten in diesem Felsengrab Personen des Urchristentums zuweisen zu können: „Jesus Sohn Josephs“, „Juda Sohn von Jesus“, „Jose“ (Jesu Bruder Jose?), „Marja“ (Maria, Jesu Mutter?), „Matja“ (Matthäus) und „Mariamene alias Mara“. Maria Magdalena sei als Mariamene und Frau Jesu bestattet worden. Die Filmargumentieren, die Kombination der Namen sei statistisch so unwahrscheinlich, dass sie nicht ein zweites Mal hätte vorkommen können; mithin habe die Familie des Nazareners hier die letzte Ruhe gefunden. Wirklich?

Eine tödliche Windbö für James Camerons Kartenhaus bläst vom Toten Meer heran. Dort hinterließ uns eine Jüdin namens Babatha in

einem Lederbeutel ein Bündel persönlicher Papiere, 35 Papyri. Babatha lebte in den 20er Jahren des 2. Jahrhunderts n. Chr. im Hafenstädtchen Maoza am Südende des Toten Meeres. Zu ihrem sozialen Umfeld gehörten ihr Mann Jesus, dessen Kinder, ihr Vater Simon, Jesu Nebenfrau Mariame und Menschen namens Jakobus und Juda – alles neutestamentliche Namen! Dennoch haben diese Herrschaften mit dem Neuen Testament nichts tun, nichts mit dem Talpiyot-Grab. Nach dem Statistikkalkül der Filmer hätte es sie nicht geben dürfen.

Mögen uns, mögen Maria Magdalena, der treuen Seele, in der Zukunft dergleichen Publicity-Dämonen erspart bleiben, die sie vermarkten. Die Frau aus Magdala wurde als psychisch schwierig wahrgenommen. Weil sie sich zu Jesus und zur Gemeinschaft seiner Anhänger hielt, wurde sie heil, fand sie Heil. Ihre beherzte Treue hielt sie unbeirrt bis zum bitteren Ende des Meisters durch – egal, ob dies für sie gefährlich wurde oder sie durch die Nähe zu einem kriminellen Gehenkten in Verruf geriet. Ihre Treue machte auch vor den eigenen finanziellen Mitteln nicht Halt, die sie für die Jesusgemeinschaft einsetzte. Sie gab sich hin, ließ wie die Jünger ihren Heimatort hinter sich, um bei Jesu Auftrag dabei zu sein. Unbeirrtes Nachfolgen, Hingabe, Treue, Mut – all dies macht sie zur Gestalt des Glaubens über Jahrhunderte hinweg.

Zum Weiterlesen

- Silke Petersen: „Zerstört die Werke der Weiblichkeit!“ Maria Magdalena, Salome und andere Jüngerinnen Jesu in christlich-gnostischen Schriften, Leiden 1999
- Judith Hartenstein: Charakterisierung im Dialog. Maria Magdalena, Petrus, Thomas und die Mutter Jesu im Johannesevangelium, Göttingen 2007
- Hans-Martin Schenke/Hans-Gebhard Bethge/Ursula U. Kaiser (Hg.): Nag Hammadi Deutsch, Studienausgabe. Eingeleitet und übersetzt von Mitgliedern des Berliner Arbeitskreises für koptisch-gnostische Schriften, Berlin 2007